

Susanna Ernst

Deine Seele in mir

Wer nicht will, wird nie zunichte,
Kehrt beständig wieder heim.
Frisch herauf zum alten Lichte
Dringt der neue Lebenskeim.
Keiner fürchte zu versinken,
Der ins tiefe Dunkel fährt.
Tausend Möglichkeiten winken
Ihm, der gerne wiederkehrt.
Dennoch seh ich dich erbeben,
Eh du in die Urne langst.
Weil dir bange vor dem Leben,
Hast du vor dem Tode Angst.

Wilhelm Busch aus »Schein und Sein«

Für Peter

– wo auch immer du bist –

PROLOG

Es war ein gewöhnlicher Dienstagmorgen, der Beginn eines weiteren heißen Spätsommertages, in einem winzigen Dorf namens Saint Toulouse. Die ganze Welt schien ein einziges Sonnenblumenfeld zu sein.

So weit das Auge reichte, reckten die leuchtenden Blumen ihre Köpfe der Sonne entgegen. In ihrer Gesamtheit bildeten sie einen perfekten Kontrast zu dem Himmel, der an jenem Morgen näher zu sein schien als sonst.

Kein Wölkchen trübte das Blau, und die Farben der Landschaft waren so kräftig, dass ein guter Maler wohl entschieden hätte, sie etwas abzdämmen, um die Authentizität seines Bildes zu bewahren.

Ein Geruch von Honig und trockenem Gras lag in der Luft.

Das Knistern der Strohhalme, die unter ihren Füßen wegknickten, mischte sich mit ihrem Gelächter und dem Summen der Bienen zu einer fröhlichen Geräuschkulisse, die ihr Spiel begleitete.

Amy und Matt, sie waren Kinder, nicht mal neun Jahre alt, und sie waren glücklich. Über diesen Ferientag, über das perfekte Wetter und den nahen Bach, der ihnen Kühlung und noch mehr Vergnügen versprach. Ihre Mütter hatten ihnen Brot und frisches Obst in die Taschen gepackt – wohl ahnend, dass sie die Kinder vor Sonnenuntergang nicht mehr zu Gesicht bekommen würden.

Nichts deutete auf das Unheil hin, das die beiden so bald schon ereilen würde. Es gab keine Warnung und keine Vorankündigung an diesem Morgen – an dem Tag, der Amys letzter in diesem Leben sein sollte.

»Brrrr ... ich bin ein Düsenflieger«, rief Matt. Die Arme weit von sich gestreckt, lief er hinter seiner Freundin her und durchschnitt das Blumenmeer in einer Schlangenlinie.

»Ha, Düsenflieger! Du bist eine lahme Schnecke, Matty. Wetten, dass ich wieder vor dir am Bach bin?« Lachend warf Amy ihre blonden Zöpfe zurück.

»Wetten, dass nicht. Ich schalte meinen Turboantrieb ein, und wenn ich dich fange, dann kitzle ich dich so lange, bis du nicht mehr kannst.«

Mit einem aufheulenden Geräusch beschleunigte Matt sein Tempo. Amy hob ihr Kleid an und presste den Strohhut fest auf ihren Kopf, um ebenfalls schneller rennen zu können. Ein vergnügtes Quietschen entrang sich ihrer Kehle, als sie den Kiefern entgegenlief, die sich im lauen Wind wiegten und den Kindern ihre Schatten entgegenstreckten.

Am Rande des Wäldchens lag der Duft des verblühenden Lavendels in der Luft. Süß und schwer überlagerte er die anderen Gerüche.

»Ich hab dich gleich«, rief Matt, nun wirklich schon sehr dicht hinter ihr.

Doch Amy lachte laut auf. »Das hättest du wohl gerne«, rief sie ihm über die Schulter zu und rannte, so schnell sie nur konnte.

Oh ja, es würde ein herrlicher Tag werden. Sie hatten ihre Badesachen dabei, doch weder Matt noch Amy hatten vor, sie auch anzuziehen. Es war eins ihrer wohlgehüteten Geheimnisse: Sie gingen noch immer nackt im Bach baden, das machte einfach mehr Spaß.

»Ihr seid jetzt zu groß dafür, zieht euch etwas über!«, ermahnten die Eltern sie bereits im letzten Sommer, doch Matt und Amy sahen das anders. Sie fühlten sich frei und unbeobachtet – und sie waren die

besten, die wirklich allerbesten Freunde. Also, was war schon dabei? Am Abend würden sie, wie immer in letzter Sekunde, ihre Badesachen in den Bach tunken, notdürftig auswringen und dann eilig nach Hause laufen, noch bevor das Rot der Sonne den riesigen Berg berührte, denn das war die einzige Uhrzeit, die sie in diesen Tagen kannten.

Dicht hintereinander liefen sie über die kleine Waldböschung, die das Feld, welches sich vor der Siedlung erstreckte, von dem Bach trennte.

Es geschah plötzlich und unerwartet. Wie aus dem Nichts wurde das Mädchen von einem harten Schlag getroffen.

Dunkelheit umfing sie augenblicklich.

Als sie wieder zu sich kam, roch Amy etwas, das sie binnen Sekunden, noch ehe sie realisieren konnte, was es war – noch ehe sie überhaupt ihre Augen öffnete –, zum Würgen brachte. Sie hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, aber sie konnte nicht, denn nur einen Augenblick, nachdem sie ihre Augen aufschlug, umfasste eine raue Hand ihren Hals und drückte erbarmungslos zu. Heißer Atem und mit ihm ein Geruch, dessen widerwärtige Mischung sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht hätte benennen können, schlug Amy entgegen. Mit einem Herzschlag wurde ihr kalt. Angst steigerte sich binnen Sekunden zu Panik.

Schnaps, Schweiß, Tabak, Fäule und der Geruch ihres eigenen Blutes waren das Letzte, was Amy roch. Sie suchte nach Halt, fand keinen, schlug und trat um sich. Doch sie war wehrlos der Kraft dieses maskierten Mannes ausgeliefert. Eingequetscht zwischen dem kühlen Waldboden unter ihr und dem Gewicht des viel zu heißen Körpers über ihr, spürte sie einen Stich zwischen ihren Beinen. Erschrocken riss sie die Augen auf; ihre Finger krallten sich in die Erde.

Der Griff um ihren Hals festigte sich. Das spürte Amy nur am Rande, denn der Schmerz breitete sich aus und fraß sich, lodernd wie Flammen, durch ihren Unterleib, bis in die hintersten Winkel ihres Bewusstseins.

In dem Moment, als sich Amy selbst zum letzten Mal atmen hörte, wich die Angst aus ihrem Körper.

Das Einzige, was sie noch sah, bevor die Dunkelheit sie schluckte, waren seine Augen. Nicht die eisig blauen ihres Peinigers, sondern die sanften braunen Augen ihres besten Freundes. An einen Baum gefesselt, mit einem Knebel im Mund, saß Matt da. Nur etwa einen Meter von Amy entfernt.

Eine Wunde klaffte an seiner Schläfe, das Blut rann ihm über die Wange.

Matt war außerstande, sich zu rühren. Lautlos starrte er sie an. Und doch – das Mädchen hörte seinen Hilferuf. Es hörte sogar das Zittern in seiner imaginären Stimme.

Bleib bei mir! Bitte, Amy, bleib bei mir! Ich habe solche Angst!

Amy verbannte den Schmerz aus ihrem Bewusstsein. Sie bündelte den Rest ihrer Kraft und gab ihm ihr Wort.

Hab keine Angst, Matty! Ich bleibe bei dir, ich verspreche es!

Dann wurde es erneut dunkel.

Und diese Dunkelheit war viel tiefer und intensiver als alles, was Amy je zuvor erlebt hatte. Doch sie fürchtete sich nicht mehr, und auch die Kälte war verschwunden. Warm jedoch war ihr auch nicht. Sie fühlte – nichts!

Kurzes, grelles Aufflackern unterbrach die Dunkelheit nach einer Weile – zunächst nur sporadisch, dann jedoch immer regelmäßiger –

und auf einmal sah das Mädchen ihr kurzes Leben an sich vorbeiziehen. Bilder, wie die eines alten Filmes, blitzten auf.

Amy sah sich auf dem Rücken ihres Vaters reiten und dann in den Armen ihrer Mutter liegen. Mit einem feuchten Tuch kühlte sie Amys Stirn, während sie ihr die Geschichte von dem lustigen Zwerg und dem dummen Riesen erzählte. Amy roch den Duft von warmer Milch und frisch gebackenem Obstkuchen, von Getreide und frischem Heu. Sie sah Matty und sich selbst nebeneinander im noch feuchten Frühlingsgras liegen und in den Himmel starren – ein Drache, ein Löwe, ein Auto – in nahezu jeder Wolke erkannten sie eine Figur. Ein neues Bild löste die himmlischen Gestalten ab: Amy und Matt, die, bis auf die Unterwäsche entkleidet, auf Holzstühlen in Amys Garten saßen, während ihre Väter die Kinder mit Läusekämmen bearbeiteten. Dann sah sich Amy am Klavier sitzen und spielen. Matt saß neben ihr, lauschte und malte dabei – immer wieder dasselbe Motiv: ihren gemeinsamen großen Traum.

Amy sah sich Hand in Hand mit Matty zur Schule rennen. Wie immer in Eile, doch zu spät kamen sie nie. Und in all diesen Bildern sah sie die Sonne hell und warm auf sich und ihren besten Freund herabscheinen.

Schon hatten die Szenen aus Amys Kindheit ihre gesamte Macht entfaltet. Mühelos vernebelten sie die frischen Erinnerungen an Schmerz und Angst. Amy wollte nicht zulassen, was ihr Verstand ihr ankündigte: Diese betäubend schönen Bilder würden bald enden. Sie würden einfach erlöschen und sterben, zusammen mit ihr.

Verzweifelt sog sie jedes Detail ihrer kaleidoskopischen Erinnerungen in sich auf und hielt sich mit der Kraft ihres Daseins daran fest.

Je länger Amy dem nahenden Ende trotzte, desto heller und wärmer schien die Sonne auf Matty und sie herab. Heller und wärmer, bis

dieses alles beherrschende Licht sie schließlich vollkommen umhüllte. Es nahm den Platz ein, den ihr Leben bisher ausgefüllt hatte, und nichts schien mehr von Bedeutung zu sein. Amy war erlöst.

Zeit- und schwerelos schwebte sie in diesem Licht.

Dann, Sekunden oder Jahre später, vernahm sie einen gedämpften Klang, den sie nach einiger Zeit als das Schreien einer Frau ausmachte.

Näher und näher kam dieser Klang, und je deutlicher der Schrei wurde, desto stärker wandelte sich das Licht.

Es wurde zunehmend greller, verlor mehr und mehr von seiner Wärme, und Amy spürte, wie es sie langsam wieder losließ. Sie wurde davongestoßen, ob sie es wollte oder nicht.

Als das Licht so beißend grell war, dass es nur noch blendete, kehrte die Kälte zurück, und nur einen Augenblick später hörte sie sich selbst schreien.

Schrill und markerschütternd und, was sie zutiefst erschreckte, mit einer ihr fremden Stimme – der eines Säuglings.

Amy brauchte ein wenig, um zu realisieren, dass sie das Licht der Welt erblickt hatte.

Erneut.

Wie konnte das sein? Sie war ein Baby! Ein hilfloses Neugeborenes. Gerade als Amy zu begreifen begann, durchtrennte man ihre Nabelschnur.

Das metallene »Klack« und die Berührung der Schere erschreckten sie, doch es tat nicht weh.

Die Kälte und das Licht überforderten sie. Nichts war klar erkennbar, nur Schatten und unscharfe Konturen nahm sie wahr. Nachdem man

den Rest ihrer Nabelschnur abgeklemmt hatte, wischte jemand mit einem weichen Frotteetuch in ihrem Gesicht herum und trocknete danach auch den Rest ihres winzigen Körpers ab. Dann wickelte man sie in eine Decke und legte sie einer Frau in die Arme, die sie küsste und an sich drückte.

Tränen des Glücks und der Rührung liefen über die Wangen der Frau und tropften warm auf Amys nacktes Ärmchen.

»Mein Mädchen! Mein süßes kleines Mädchen!« Die sanfte Stimme wurde durch Amys Geschrei übertönt, aber die Frau lächelte unbeirrt auf sie herab. Zunächst konnte Amy auch sie nur unscharf sehen, doch bald schon erkannte sie einige Details.

Braune Augen und ein zärtliches Lächeln, alles überdimensional groß.

Amy blinzelte.

»Tom, komm doch! Schau nur, wie aufgeweckt sie mich ansieht«, rief die Frau.

Für einen Moment verschwamm das Bild erneut, denn zwischen die Frau und den Säugling schob sich nun ein weiteres Gesicht.

Als Amy ihre Augen etwas unter Kontrolle gebracht hatte und es schaffte, den etwa tellergroßen, hautfarbenen Fleck vor ihr zu fokussieren, sah sie zum ersten Mal den Mann, der von nun an ihr Vater sein sollte – Tom.

Dunkelblonde Haare fielen ihm in die Stirn, und auf seiner Nase saß eine Brille mit runden Gläsern. Dahinter schimmerte es Blau. Erneut trafen Tränen auf Amys Arm, als sich ein riesiger Finger nach ihr ausstreckte und über ihre Wange strich.

Tom schluckte – so laut, dass Amy es hören konnte – und griff dann nach der winzigen Hand. Sein Daumen zitterte, und Amy spürte, wie sich ihre Finger um ihn schlossen.

»Hallo Julie!«, flüsterte er. »Ich bin dein Papa, kleine Maus.«

Die Worte hallten in ihrem Kopf wider; die Zärtlichkeit in Toms Stimme ließ sie völlig kalt. Julie? Nein!

Das war das erste Mal, dass Amy versuchte zu protestieren, um ihren neuen Eltern verstehen zu geben, was geschehen war.

»Ich bin nicht eure Julie. Ich heiße Amy. Amy Charles! Und ich habe schon eine Mutter und einen Vater. In Saint Toulouse, da wohne ich nämlich. Bitte bringt mich zurück zu ihnen.«

All das rief sie ihnen zu. Sie flehte förmlich. Doch nichts von alledem wurde gehört, außer der Panik in ihrer Stimme. Denn das, was über ihre Lippen kam, war lediglich ein weiterer Schrei. So schrill, dass Tom zusammenfuhr.

Ihr Babykörper verkrampfte sich, sie schrie aus vollem Hals. Je mehr sich die Verzweiflung in Amys Inneren steigerte, umso lauter wurde das Gebrüll des Säuglings.

»Oh, das junge Fräulein hat aber eine beachtliche Stimme«, hörte sie eine gutmütige Frauenstimme sagen, die jedoch nicht von der Frau, die sie auf die Welt gebracht hatte, zu kommen schien.

Erneut wurde Amys Bild unscharf, als fleischige Hände das Neugeborene packten und mit sicherem Griff anhoben.

»Wir werden dich jetzt erst einmal baden und wiegen, kleine Julie, und dann schauen wir, ob du vielleicht schon Hunger hast«, verkündete eine dicke Frau, die Amy an ihre Uromi aus Saint Toulouse erinnerte.

Die Hebamme ließ sie in ein Becken mit Wasser sinken und wusch den kleinen Körper mit einem Waschlappen. Unter diesen Berührungen, in der Wärme des Wassers, entspannte sich Amy etwas. Schlagartig verstummte das Schreien.

»Ihre Kleine liebt das Wasser, wie es scheint«, bemerkte die rundliche Frau amüsiert.

Ja, Amy war schon immer eine Wasserratte gewesen, das stimmte.

Als die Hebamme sie kurz darauf aus dem Becken zog und die kühle Luft die Haut des Säuglings streifte, brüllte Amy sofort wieder los – als hätte jemand einen Schalter in ihr umgelegt.

»Nur noch wiegen, dann haben wir es ja, meine Kleine.«

Der Beruhigungsversuch scheiterte. Amy zuckte ... und brüllte noch lauter, als sie die Kälte von Metall an ihrem Rücken spürte.

»3.960 Gramm. Ein stolzes Gewicht«, gab die Hebamme, scheinbar völlig unbeeindruckt von dem durchdringenden Gebrüll, zu Protokoll.

Oh, Gott!, schoss es Amy durch den Kopf.

Sie wusste, dass sie bei ihrer letzten Geburt ein Fliegengewicht gewesen war. Ihre Mutter hatte ihr oft genug erzählt, dass sie, obwohl Amy nur drei Tage vor dem errechneten Termin auf die Welt gekommen war, noch zehn Tage mit ihr im Krankenhaus hatte bleiben müssen. Erst als die Kleine ein gewisses Mindestgewicht erreicht hatte, entließ man sie und ihre Mutter nach Hause.

Panik kroch in Amy empor.

War sie etwa in einem anderen Körper wiedergeboren worden?

War sie äußerlich nun ein völlig anderer Mensch?

Noch ehe sie zu tief in den Fluten ihrer Angst versinken konnte, wurde sie ihrer neuen Mutter an die Brust gelegt. Wie automatisch öffnete sich ihr Mund, und sie begann zu saugen. Dieser Reflex unterbrach ihre Gedanken für einige Minuten.

Es kam nicht viel. Nur einige warme, leicht süßlich schmeckende Tröpfchen. Ein zähflüssiges Etwas. Es schmeckte zwar nicht besonders gut, doch der Rhythmus ihres Saugens und die Körperwärme der Frau, die Amy eng umschlossen in ihren Armen hielt, beruhigten sie, und schon bald schlossen sich ihre Augen.

»Sie ist so winzig. Und sie ist bildhübsch – wie ihre Mom. Ich liebe dich, Kristin!«, hörte Amy Tom gerade noch sagen, bevor sie an der Brust dieser fremden Frau einschlieft.

Ihre Auszeit währte nur kurz. Bald schon schreckte sie wieder auf, tausend Gedanken und die Verzweiflung einer Neunjährigen tobten in ihrem viel zu kleinen Kopf.

Ich muss schnell sprechen lernen, damit ich allen erzählen kann, was mir passiert ist. Was uns passiert ist, Matty und mir. Warum hat uns dieser Mann so weh getan? ... Gott, wo ist Matt bloß? Lebt er noch? Werde ich ihn wiederfinden? Und meine Mommy? ... Daddy.

Und da war es wieder – dieses spitze, schrille Schreien, das sogar Amy selbst in den Ohren weh tat und welches auch Kristin, die ihre Tochter selig angesehen hatte, zutiefst erschreckte.

»Was hat sie denn?«, fragte sie. Hastig und ein wenig hilflos zupfte sie die Decke, in die Amy eingehüllt war, bis über die Schultern ihres Babys hoch.

Die Hebamme trat an die Seite der jungen Frau und strich ihr über den Oberarm. Ihr Blick war nachgiebig, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern.

»Geben Sie Ihrer Tochter Zeit, mit dem Erlebten fertigzuwerden, Kristin. So eine Geburt muss eine Art traumatisches Erlebnis für diese kleinen Wesen sein, meinen Sie nicht? So etwas muss erst einmal verarbeitet werden, und jedes Baby geht anders damit um.«

Ja, ein traumatisches Erlebnis, wie wahr. Zwar begann Amy langsam zu begreifen, von Kontrolle jedoch war sie noch weit entfernt.

Ihr Babykörper reagierte auf all ihre Gedanken und Gefühle in der einzigen Weise, wie es Neugeborene nun einmal tun können. Amys Seele spürte die Berührungen, wie Kristins Streicheln oder den Stich der Nadel in ihre Fußsohle, als man ihr Blut abnahm, doch dieser Körper war ihr fremd.

Innerlich war sie noch immer die Amy, die in wenigen Tagen neun Jahre alt werden würde. Sie sehnte sich nach ihrem alten Leben und zerbrach fast daran, dass dieser fremde Mann mit der Skimaske sie auf solch brutale Art und Weise aus eben diesem Leben gerissen hatte. Zu früh ... vor der Zeit.

In den kommenden Wochen und Monaten war Amy rein äußerlich betrachtet ein normales Baby. Ihre Entwicklung schien altersgerecht zu sein. Die Menschen, die sie umgaben, gewann sie bald schon lieb.

Kristin und Tom waren Mustereltern. Amy war ihr erstes, heiß ersehntes Kind, und beide platzten fast vor Stolz.

Dem Postboten, der Verkäuferin im Supermarkt, den Nachbarn – allen präsentierten sie Amy voller Glück und Stolz. Jeder erfuhr, wie lieb und pflegeleicht ihr Baby sei. Was zugegebenermaßen nicht stimmte.

Denn auch nachdem die ersten fünf Lebensmonate ihres neuen Lebens bereits verstrichen waren, hatte es Amy noch nicht gelernt, sich zu kontrollieren.

So oft sie ihr Zuhause, ihre Eltern, ihre Uromi, Matty und alles, was ihr früheres Leben einmal ausgemacht hatte, vermisste, weinte und brüllte sie los. Erschreckend häufig verkrampfte sich ihr Körper – mit all ihrer Kraft schien sie sich dann aufzubäumen –, und sie schrie so markerschütternd, dass man denken musste, ihr würde etwas fehlen.

Besonders heftig waren diese Scheikrämpfe nachts. Niemand konnte ahnen, dass Amy dann aus tiefen Träumen aufschreckte, in denen sie das Keuchen eines Mannes einholte, der mit seinem vollen Gewicht auf ihr lag, sie würgte und ihr ohne jeden Grund furchtbar weh tat.

Voller Sorge brachte Kristin ihre Tochter zu dem besten Arzt der kleinen Stadt, in der sie lebten. Doch sämtliche Untersuchungen, die er an Amy vornahm, blieben ergebnislos.

Da sich Amy nach wie vor nicht als »Julie« fühlte, musste Kristin nach einiger Grübelelei verneinen, als der Kinderarzt fragte, ob die Kleine bei dem Ruf ihres Namens den Kopf in die entsprechende Richtung drehen würde.

Diese einzige Auffälligkeit in Amys Entwicklung wurde zwar notiert, man maß ihr jedoch keine große Bedeutung bei.

»Machen Sie sich keine Gedanken, Mrs Kent. Das ist wirklich der frühestmögliche Zeitpunkt, um diese Frage zu stellen. Beobachten Sie Ihre Kleine einfach in den nächsten Wochen, und melden Sie sich, wenn sie in einem Monat noch immer nicht auf ihren Namen reagiert.«

Kristin war beruhigt, und Amy lebte weiter mit den Erinnerungen, die, das wurde ihr mit der Zeit bewusst, bei ihrem Tod hätten ausgelöscht werden sollen. Doch das war nicht geschehen. Sie hatten Amy nicht verlassen, denn sie hatte sich an ihnen festgeklammert wie ein Ertrinkender an einem Strohhalm; sie hatte ihr altes Leben einfach nicht losgelassen. Und nun steckte sie fest, zwischen diesem

und ihrem früheren Dasein. Es wollte ihr einfach nicht gelingen, sich auf dieses neue Leben mit all seinen Chancen einzulassen.

Ihr Babykörper bot Amy nicht die Möglichkeiten, sich in einer Art auszudrücken, die ihrem geistigen Zustand entsprochen hätte; er hielt sie förmlich gefangen. Und was tun Gefangene, die in Isolation ihre Strafe absitzen? Sie beginnen, ihr Leben Revue passieren zu lassen. Mit nur wenig Abwechslung in ihrem monotonen Alltagsrhythmus gehen sie ihr Leben immer wieder durch, durchleben viele Begebenheiten noch einmal und machen sich im besten Fall klar, was nicht so gut gelaufen ist und was sie verändern werden, wenn sie ihre Zelle eines Tages verlassen.

Die tägliche Routine eines Babys langweilte Amy furchtbar. Ihr Körper verlangte nach viel Schlaf und sehr häufig nach Kristins Milch. So trank und schlief sie fast den gesamten Tag. Den Rest der Zeit verbrachte sie auf dem Wickeltisch oder auf einer Decke, umgeben von Spielzeugen, die sie nicht im Geringsten interessierten.

Selbst wenn Amy Interesse geheuchelt hätte, wäre sie körperlich nicht in der Lage gewesen, sich frei zu drehen. Anfangs konnte sie nicht einmal gezielt greifen, was unglaublich frustrierend für sie war.

Nach und nach beschränkte sie sich immer mehr auf ihre geistigen Fähigkeiten, die unangetastet geblieben waren und von denen niemand etwas wissen konnte. Fähigkeiten, die allein ihr gehörten.

Vergleichbar mit einem Gefängnisinsassen, tauchte auch Amy wieder und wieder in ihr altes Leben – ihr altes Dasein – ab.

Sie bereiste die winzige Siedlung mit den weißen Holzhäusern und pflückte einen Strauß Frühlingsblumen im Garten ihres Elternhauses.

Tagelang spielte sie mit Matty im Sonnenschein und schmuste ausgiebig mit ihren Eltern unter einer rot-blau karierten Wolldecke, die sie stets als ihre »Kuschelhöhle« bezeichnet hatten.

Amy sah die braunen Augen ihres Vaters und die blauen ihrer Mutter im Licht der Morgensonne strahlen, so voll von Liebe, Wärme und Geborgenheit. Sie waren die einzigen Menschen, die sie jemals Mutter und Vater würde rufen können, so viel stand fest.

Kristin und Tom hatten zweifellos ihre Plätze in Amys Herzen gefunden. Sie waren großartige Menschen, und Amy fühlte sich auch bei ihnen geborgen. Sie liebte die beiden so, wie ein Kind es tun konnte, das man mit neun Jahren von seinen Eltern weggerissen und dem man neue vor die Nase gesetzt hatte. Mehr war ihr nicht möglich, so leid es ihr auch tat.

Mit der Zeit entfernte sich Amy zunehmend von Kristin und Tom, umso mehr, je stärker sie ihre früheren Eltern vermisste.

Tagelang verbrachte sie in ihren Erinnerungen und Vorstellungen von dem, was sie tun würde, wenn es ihr endlich gelingen würde, aus ihrer misslichen Lage zu entkommen. Schließlich versank sie so tief in dieser Welt, die ihr Hoffnung gab und in der sie sich zu Hause fühlte, dass sie nicht einmal merkte, wie sehr sie sich bereits aus der wirklichen Welt, in der sie mittlerweile ein neunmonatiges Baby war, zurückgezogen hatte.

Ihr, oder besser gesagt Julies kleiner Körper tat weiterhin alles, um seine Bedürfnisse zu stillen – altersgemäß und gut entwickelt. Doch geistig schien die Kleine nicht recht voranzukommen, das wurde immer deutlicher. Andere Babys ihres Alters reagierten längst schon auf ihre Umwelt. Sie erwiderten ein Lächeln, reckten den Eltern die Ärmchen entgegen und brabbelten fröhlich vor sich hin. Julie jedoch tat nichts dergleichen. Nach wie vor reagierte sie nicht einmal auf

den Ruf ihres Namens und gab auch nicht die üblichen Babygeräusche von sich. Manchmal bildete sie komische Laute. Sie klangen kehlig und wie der Versuch, in einer fremden Sprache zu sprechen, so beschrieben Tom und Kristin diese Geräusche dem Kinderarzt. Sie konnten nicht ahnen, wie nahe sie sich an der Wahrheit bewegten, denn das waren die Momente, in denen Amy mit Matt redete, in denen sie ihn fand und mit ihm sprach.

In all ihren Vorstellungen suchte und fand sie ihn, denn der Gedanke, dass er tot sein könne, war unvorstellbar für sie.

Amy sah ihn einsam in der hintersten Ecke eines ihr fremden Schulhofes sitzen oder allein auf einer Wiese liegen und mit leerem Blick in den Himmel starren. Ob er die Figuren in den Wolken wohl auch ohne sie erkannte?

Matty sah traurig aus, wann immer Amy ihn sah.

Erst mit der Zeit wurde ihr bewusst, dass diese Bilder reale Bilder waren, ja – sein mussten –, und sie wünschte sich so sehr, ihn wieder lachen zu sehen, unbeschwert und glücklich wie zuvor.

Es brach ihr das Herz, ihn so zu erleben. Obwohl Matt keine Notiz von ihr nahm und stets durch sie hindurchsah, wann immer sie sich zu ihm gesellte, gab Amy nicht auf. Sie hatte ihrem besten Freund versprochen, bei ihm zu bleiben, und war nun regelrecht besessen von dem Vorhaben, dieses Versprechen zu halten.

Es musste einen Sinn haben, dass sie ihn sah und seine Wege begleiten konnte, das spürte Amy genau. Schließlich funktionierte das nur bei ihm. Weder ihre Eltern noch ihre Uromi konnte sie finden und auf diese besondere Art aufsuchen.

Obwohl sie jetzt grüne Augen hatte anstatt wie früher blaue, und obwohl sich nun braune Löckchen um ihren kleinen Kopf kringelten,

wo früher noch blonde Haare zu Zöpfen geflochten waren, war Amy dennoch überzeugt davon, dass Matt sie eines Tages sehen und auch erkennen würde. Mehr bedurfte es nicht – diese Überzeugung hielt sie gesund und lebenswillig.

Gemeinsam würden sie zurück in ihr Dorf gehen, Amys Eltern suchen und wieder so leben wie bisher.

Amys Geist war der eines neunjährigen Kindes, mit all seiner Naivität. Immer mehr Zeit verbrachte sie an der Seite ihres besten Freundes, ohne zu bemerken, wie hoch der Preis war, den sie dafür zahlte. Denn ihr kleiner Körper verlor dabei zunehmend an Beachtung und Bedeutung für sie. Nach einer Weile lebte Amy fast ausschließlich in ihrer Phantasiewelt.

Als die kleine Julie im Kreise ihrer Familie gerade ihren ersten Geburtstag gefeiert hatte, schrieb ein Facharzt einen ausführlichen Bericht über ihren Zustand, aus dem für Kristin und Tom klar erkennbar hervorging, dass sie eine schwer autistische Tochter hatten.

Von ihren Tränen und all ihrem verzweifelten Kummer bekam Amy nichts mehr mit. Hand in Hand lief sie mit Matty durch eine Welt, die ein einziges, leuchtend gelbes Sonnenblumenfeld zu sein schien.

I. Kapitel

Einundzwanzig Jahre später

»Mr Andrews, wie gut, dass Sie so kurzfristig Zeit gefunden haben. Bitte, kommen Sie doch herein.«

Mit einer graziösen Geste bedeutet sie mir einzutreten. Die Art, wie sie sich bewegt, ist auch dieses Mal das Erste, was mir an ihr auffällt. Trotz ihrer einfachen Kleidung wirkt sie anmutig.

»Guten Morgen, Mrs Kent. Ist doch selbstverständlich.«

Ich stampfe den Schnee von meinen Schuhen und mache einen großen Schritt auf die Fußmatte. »Wo ist denn Ihr Mann?«

»Im Wohnzimmer, auf dem Sofa. Bitte ...« Sie deutet in die Richtung des Wohnraumes und geht voran.

Ihr Anruf kam mir nicht gerade gelegen, drei Termine hatte ich verlegen müssen. Doch Menschen wie den Kents kann und darf man nicht absagen, das könnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Nicht in einer solchen Situation. Nicht mit dieser Bürde, die sie tagtäglich zu tragen haben.

Durch den Korridor geht es in den offenen Wohnbereich. Hier war ich bisher nur einmal, doch schon damals hatte mich die Gemütlichkeit dieses Raumes binnen Sekunden erreicht und umhüllt.

So wie auch jetzt wieder.

Das Feuer im Kamin lodert fröhlich vor sich hin, auf dem dunklen Parkettboden liegen Teppiche in warmen Braun- und Grüntönen. Es riecht nach Kaffee und frischem Brot.

»Tom, Schatz, Mr Andrews ist da.«

»Gott sei Dank!« Toms Worte haben den Charakter eines erleichterten Stoßgebetes. Ich sehe ihn nicht, doch ich ahne, wie schmerzverzerrt sein Gesicht sein muss, als ich sein Ächzen höre.

»Hallo Tom! Bleiben Sie ruhig liegen«, rufe ich ihm zu.

Ein bitteres Auflachen. »Sie sind ein böartiger Witzbold, Andrews. Was bleibt mir auch anderes übrig?«

Die Stimme kommt von dem braunen Sofa, das mitten im Raum steht. Die Rücklehne verdeckt die Sicht auf meinen Patienten, lediglich Toms Hand taucht dahinter auf. Als ich um das Möbelstück herumgehe, fällt mein Blick sofort auf die junge Frau, die auf dem Boden sitzt. Ich erschrecke ein wenig, denn es ist meine erste Begegnung mit ihr.

Mit einem Pyjama bekleidet sitzt sie vor dem Sofa, die Beine verschränkt, und wiegt sich in einem beständigen Rhythmus hin und her. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, sie schaut starr in die Richtung des Kamins und summt monoton vor sich hin.

Es muss furchtbar sein.

Meine Kehle wird trocken, ich räuspere mich.

Verdammt, ich sollte mir meine Bestürzung nicht anmerken lassen. Das ist nicht professionell. Sag etwas!, fordere ich mich insgeheim auf.

»Das ist also Ihre Tochter?« Diese Frage ist rein rhetorischer Art; im selben Moment, als die Worte über meine Lippen kommen, erscheint sie mir schon töricht. Natürlich ist das ihre Tochter, fällt dir nichts Dümmeres ein?, denke ich.

Kristin antwortet trotzdem in einem liebevollen Ton. »Ja, das ist unsere Julie.«

»Guten Morgen, Julie«, begrüße ich die junge Frau und fühle dabei jeden Muskel, den mein aufgesetztes Lächeln strapaziert.

Julie, was für ein hübscher Name!, durchzuckt es mich.

Ein bedauerndes Schmunzeln, mitleiderregend zugleich, bildet sich auf Toms Gesicht. »Erwarten Sie keine Antwort, Andrews. Höchstwahrscheinlich hört Julie Sie nicht einmal!«

Ich setze einen verständisvollen Blick auf und nehme in dem Sessel neben der Couch Platz.

»Ja, Tom, ich weiß«, sage ich, bevor ich einige Sekunden schweigend verstreichen lasse – einfach, weil es die Schwere dieses Moments so verlangt. » Also, erzählen Sie. Was ist passiert?«

Tom liegt stocksteif auf dem Sofa. Selbst das Sprechen bereitet ihm Schmerzen, auch wenn er versucht, es sich nicht anmerken zu lassen. Seine Finger krallen sich in das Leder.

»Ich habe Julie runtergetragen und sie hier abgesetzt. Natürlich habe ich versucht, die Bewegung aus den Beinen heraus zu machen, wie Sie es immer anraten, aber wahrscheinlich war mein Rücken noch zu kalt. Kurz davor habe ich draußen noch Schnee geschippt. Dieses Bücken ist eine Bewegung, die ich am Tag so oft mache ... ich verstehe das nicht.«

»Wenn Sie sich gebückt haben, Tom, dann war es nicht aus den Beinen heraus.«

Betreten sieht er zwischen seiner Frau und mir hin und her. Dann deutet er auf sein Kreuz. »Jedenfalls gab es plötzlich einen

stechenden Schmerz – genau hier – und dann zog es bis in die Zehen.«

Während er spricht, wandert mein Blick erneut zu seiner Tochter. Dieses Hin- und Herschaukeln hat etwas Beruhigendes an sich.

Wieder vergehen einige Sekunden, unbeabsichtigt dieses Mal, bis ich bemerke, dass Tom seine Beschreibung des Vorfalls beendet hat und nun eine Reaktion von mir erwartet.

Schnell stehe ich auf und öffne meinen kleinen Koffer, den ich auf dem Couchtisch vor mir abgestellt hatte. »Das klingt wieder nach einem üblen Hexenschuss, Tom. Wenn nicht schlimmer. Sie wissen, dass ich kein Arzt bin, aber es wäre gut, wenn Sie mir genau zeigen könnten, wo es schmerzt.«

Tom sieht nicht gerade begeistert aus. Ein tiefes Seufzen entringt sich seiner Kehle.

»Keine Angst, ich tue Ihnen nicht weh.«

Ich stelle das Massageöl bereit und helfe ihm, sich auf dem Sofa zur Seite zu drehen. Kristin kommt dazu und zupft das Hemd ihres Mannes aus dem Hosenbund, während ich ein wenig Öl zwischen meinen Händen verreib und sie warm knete. Toms Muskulatur ist völlig verspannt. Er zuckt zusammen, als ich ihn berühre.

»Schon gut. Sagen Sie mir einfach, wenn ich den richtigen Punkt habe«, bitte ich ihn und schließe meine Augen. Noch bevor er den Mund aufmacht, spüre ich es.

»Da!«

»Ja. Das ist genau die gleiche Stelle wie beim letzten Mal.«

Ich massiere behutsam über seine Seiten. Er entspannt sich etwas und atmet nun tiefer. Gut. Die folgende Nachricht wird ihm die Luft

wieder rauben, also zögere ich sie so lang wie möglich heraus. Doch bald schon ist das Öl aufgebraucht und Toms Schonfrist damit abgelaufen.

»Es ehrt mich ja, dass Sie mich sofort angerufen haben, aber ich befürchte, dass Sie dieses Mal nicht an einem Arzt vorbeikommen. Wir müssen abklären, ob es nicht doch ein Bandscheibenvorfall ist.«

Der arme Kerl sieht aus, als hätte ich soeben die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen. Wieder stößt er sein bitteres Lachen aus und lässt seinen Blick zu der hohen Zimmerdecke wandern.

Mit beiden Händen streicht er sich die dunkelblonden Haare aus der Stirn. »Es darf kein Bandscheibenvorfall sein. Wie soll Kristin denn ohne mich klarkommen?«, wispert er, mehr zu sich selbst als zu einem von uns. »Wenn ich es schon nicht mehr schaffe, Julie zu heben, wie soll sie das denn erst machen?«

Mein Blick fällt wieder auf die junge Frau. Von meiner jetzigen Position aus sehe ich ihr Gesicht im Profil.

Sie ist eigentlich recht hübsch. Geradlinige Gesichtszüge, volle Lippen. Die dunklen, welligen Haare fallen offen bis weit über ihre Schultern hinab. Doch etwas Entscheidendes fehlt ihr. Sie sieht absolut ausdruckslos und leer aus, ohne die Spur einer eigenen Note. Ihr Gesicht wirkt wie eine aufgesetzte Maske. Ja, wie eine seelenlose Hülle.

Sie erinnert mich an eine Schaufensterpuppe. Dennoch – Julie hat etwas Faszinierendes an sich.

Wieder reiße ich meinen Blick von ihr los.

»Warum tragen Sie Julie überhaupt? Kann man sie denn nicht irgendwie zum Laufen bewegen? Ich meine ... sie kann doch laufen, oder?«

Meine Frage stelle ich beinahe ängstlich und befürchte, in ein Fettnäpfchen von der Größe eines Baseball-Feldes getreten zu sein, doch zu meiner großen Erleichterung nickt Kristin sofort.

»Ja, natürlich! Julie läuft hervorragend. Aber nur, wenn sie es will, und auch nur, wohin sie will. Und dieses Herab- und Herauftragen gehört zum Alltagsritual. Das machen wir schon immer so, seitdem sie ein Baby war. Jeden Morgen und jeden Abend. Wenn wir es nicht tun, dann rührt sie sich nicht, wir haben das schon probiert.«

Tom nickt. »Anscheinend wartet sie, bis wir sie tragen. Und wir möchten sie ja auch hier unten haben, bei uns.«

Kristin sieht auf ihre Tochter hinab und streicht ihr über den Kopf. »Beim Sprechen ist es ähnlich. Sie spricht so gut wie nie, doch wir wissen, dass sie es kann. Manchmal redet sie, aber dann ist es so, als ob jemand im Schlaf vor sich hin erzählt. Die Wortfetzen sind wie Bruchstücke aus ihrer eigenen kleinen Welt, die zu uns durchdringen. Sie ergeben keinen Sinn für uns. Auf Ansprache reagiert sie so gut wie gar nicht.«

Kristin presst die ohnehin schon schmalen Lippen aufeinander, so dass sie fast völlig verschwinden und nur noch eine hauchdünne, gerade Linie sichtbar bleibt. Sie atmet tief durch und zuckt mit den Schultern.

»Für Außenstehende ist es sehr schwierig, das nicht als böse Absicht von Julie abzutun, wenn wir sie wiederholt ansprechen und sie einfach nicht auf uns reagiert. Aber ... so ist es nun mal. Wir haben keine Möglichkeit, zu ihr durchzudringen. Trotzdem reden wir natürlich mit unserem Kind. Ab und zu blitzt etwas in ihren Augen auf. Dann weiß ich, dass sie mich wahrnimmt. Manchmal lächelt sie uns sogar an, doch nur eine Sekunde später ist ihr Blick wieder starr

und Julie erneut weit weg. Es ist ... nicht schön!« Kristin schafft es trotzdem, ihrem Lächeln eine tiefe Glaubwürdigkeit zu verleihen.

»Egal«, sagt Tom. »Ein klarer Blick von ihr ist trotzdem all die Mühe wert.« Plötzlich wird sein Gesichtsausdruck nachdenklich. »Haben Sie eigentlich Kinder, Andrews?«

Geschockt über diese private Frage schüttele ich den Kopf. »Nein. Keine Frau, keine Kinder.«

Diese Erklärung klingt sogar in meinen Ohren erleichtert.

Warum eigentlich?

Kristin lacht. »Mr Andrews ist ein Workaholic, das weißt du doch, Schatz. Und andauernd ist etwas mit deinem Rücken. Du lässt dem armen Mann ja gar keine Chance auf ein wenig Privatleben. Er verflucht sicher den Tag, an dem er uns in seine Patientenkartei aufgenommen hat.«

Nun lacht auch Tom. Was eindeutig keine gute Idee zu sein scheint, denn sofort verzieht sich sein Gesicht wieder. »Au, verdammt!«

»Habe ich Ihnen erlaubt, auf meine Kosten zu lachen, Tom?« Ich lege ihm eine Hand auf die Schulter. »Kommen Sie, ich fahre Sie in die Praxis. Meine Kollegin Dr. Carter kann klären, wie es um Ihren Rücken steht.«

Gerade will ich ihm meine Hand reichen, als sich am Rande meines Sichtfeldes etwas ruckartig bewegt. Ich wende meinen Kopf in die Richtung.

Es ist Julie. Sie ist aufgestanden und durchquert den Raum.

»Wohin geht sie?« Warum ich meine Frage flüstere, weiß ich selbst nicht, doch Kristin und Tom sehen ebenso gebannt auf Julie wie ich.

»Zum Klavier«, erklärt mein Patient recht nüchtern. »Sie spielt sehr gerne.«

Ich spüre das Entgleisen meines Gesichtsausdruckes, als seine Worte mich erreichen. »Julie spielt Klavier?«

Die Fassungslosigkeit, die in meiner Frage deutlich mitschwingt, ist mir nur einen Moment später schon peinlich, doch ein weiterer Blick auf das mechanisch laufende Wesen vor uns lässt mich stark an Toms Behauptung zweifeln. Julies Augen sind starr geradeaus gerichtet; sie scheint durch alles hindurchzuschauen, was wir anderen in diesem Raum sehen.

»Sie spielt sogar phantastisch«, bestätigt Kristin.

»Die Ärzte sind der Auffassung, Julie gehört zu den Savants«, fügt Tom hinzu.

»Savants?«, wiederhole ich monoton, den Blick nach wie vor auf Julie, die in diesem Moment den Schemel nach hinten schiebt und darauf Platz nimmt.

Nun ist auch Toms Stimme kaum mehr als ein Flüstern: »Ja, Savants – die Wissenden! So nennt man Hochbegabte, die einzelne, sehr stark ausgeprägte Fähigkeiten besitzen, ohne dass man sie ihnen beigebracht hat. Daher auch der Name, denn sie wissen scheinbar, ohne zu lernen. Oft haben diese Menschen starke Handicaps im gewöhnlichen Alltag, sind aber auf speziellen Gebieten nahezu genial. Kennen Sie Rainman, den Film mit Dustin Hoffman?«

Ich nicke.

»Er hat einen Savant gespielt. Hoffnungslos pflegebedürftig einerseits, Genie andererseits. Julie war gerade drei Jahre alt, als sie sich zum ersten Mal an ein Klavier gesetzt hat. Sie begann zu spielen, als hätte sie nie etwas anderes gemacht. Wir konnten es nicht fassen.

Ihre Händchen waren noch so winzig – sie erreichte die Tasten kaum. Es war wie ein Wunder.«

Der Stolz in seiner Stimme ist nicht zu überhören.

Gerne würde ich an sein Wunder glauben, doch Julies Hände liegen schlaff in ihrem Schoß, sie rührt keinen Finger.

Ich blicke zu Tom und von ihm zu Kristin. Die beiden scheinen mich ausgeblendet zu haben. Erwartungsvoll schauen sie auf ihre Tochter. Plötzlich wird mir klar, dass sie Momenten wie diesen wohl entgegenfiebern. Sie bilden die Höhepunkte im Alltag mit Julie. Denn wenn sie nicht so spricht, dass man sie versteht, dann ist das Klavier vielleicht etwas wie ihre Stimme. Ein Ventil, über das sie sich mitteilt. Verständlich, dass sich ihre Eltern danach sehnen.

Ich stecke mitten in meinen Gedanken, als mich eine neue Bewegung aufschrecken lässt.

Julies Finger finden ihre Positionen auf den schwarz-weißen Tasten ohne das geringste Zögern, sicher und bestimmt.

Sie beginnt zu spielen, und sofort rinnt ein frostiger Schauer meinen Rücken hinab. Oh, mein Gott!, denke ich.

»Dieses Lied spielt sie am liebsten«, flüstert Kristin mir zu, doch ich schaffe es nicht einmal zu nicken, geschweige denn, etwas zu erwidern.

Wie angewurzelt stehe ich da und lausche Julies sanftem Spiel. Die Melodie klingt zart und unschuldig – und sehr vertraut, auch für mich.

Ausgerechnet dieses Lied!

Schmerzhaft zieht sich mein Magen zusammen, und die Härchen an meinen Armen stellen sich auf. Meine Hände zittern.

Als ich es endlich bemerke, lasse ich sie in meinen Hosentaschen verschwinden.

Zu gerne würde ich in diese junge Frau hineinblicken können. Eine Seele, die solch gefühlvolle Klänge erzeugen kann, muss wunderschön sein. Julies Spiel ist perfekt. Es steckt so voller Hingabe, dass sich ein dicker, bittersüßer Kloß in meinem Hals bildet.

Der letzte Akkord verklingt in der Weite des Raumes. Julies Finger lösen sich von den Tasten, sofort fällt sie in ihr monotones Schaukeln zurück. Als hätte mich jemand gekniffen, schrecke ich aus meiner Versunkenheit.

»Wow«, ist das Erste, was über meine Lippen kommt.

Kristin und auch Tom strahlen stolz über das ganze Gesicht.

Ich bewundere die beiden für all ihre Geduld, Liebe und Aufopferung, die sie Julie entgegenbringen.

»Sie ist wirklich brillant.«

»Ja, das ist sie.« Tom nickt. Wohl zu heftig, denn sein Lächeln bröckelt, und sein Gesicht verzieht sich gequält. »Allerdings ist Ihr Plan deutlich weniger brillant, Mr Andrews. Muss ich Sie wirklich in die Praxis begleiten?«

»Sie müssen nicht, Tom, aber ich rate es Ihnen.«

Kristin schüttelt den Kopf. »Komm schon, Schatz. Es ist doch sehr nett von Mr Andrews, dich mitzunehmen. Ich hole deine Sachen.« Tom seufzt und verdreht die Augen, doch dann gibt er sich geschlagen und dreht mir den Rücken zu, um sich vorsichtig aufzurichten.

Julie ist aufgestanden und wieder zu uns gekommen. So lautlos, dass ich sie erst bemerke, als sie sich direkt neben meinem rechten Bein

auf dem Fußboden niederlässt. Bevor ich bewusst darüber nachdenke, habe ich mich schon zu ihr herabgebeugt.

»Du spielst wunderschön, Julie«, flüstere ich ihr zu, während ich zaghaft meine Hand auf ihre Schulter lege.

Nichts.

Nicht mal die leiseste Reaktion. Fast verwundert mich ihre Körperwärme. Müsste sie nicht kalt sein – kälter zumindest –, so weltentrückt und unwirklich, wie sie erscheint?

Doch dann, ich will mich gerade wieder aufrichten, geschieht etwas Eigenartiges: Völlig unerwartet dreht Julie ihren Kopf und blickt mir geradewegs in die Augen. Der Ansatz eines Lächelns zuckt um ihre Mundwinkel, und es scheint mir, als würde sie bis tief in mein Innerstes schauen. Sie sieht mich so klar und auf eine unerklärliche Art fordernd an, dass es mich erschreckt. Die Farbe ihrer Augen ist sehr schön – ein helles und doch sanftes Grün –, aber es ist das Licht dahinter, das mich für einen unmessbaren Moment gefangen nimmt. Ihr Blick geht mir durch und durch, er brennt sich förmlich ein. Ich schaffe es nicht, ihm standzuhalten, und richte mich ruckartig auf.

Sofort verfällt Julie wieder in ihre Starre und beginnt kurz darauf erneut mit ihrem Schaukeln. Mein Herz rast.

Kristin, die erst jetzt mit Toms Jacke und seinen Schuhen zurückkommt, und ihr Mann, der seit geraumer Zeit verzweifelt versucht, sich aufzusetzen, haben nichts von Julies Blick bemerkt.

Trotzdem bleibt Kristin wie angewurzelt stehen, als sie ihre Tochter erblickt.

»Ist Julie ... hat sie ... sich dort hingesezt?«, stammelt sie.

Ich sehe an mir herab. »Ja.«

»Wohin?«, fragt Tom. Der Arme. Gemeinsam helfen wir ihm in eine halbwegs aufrechte Position.

Dann erst erklärt Kristin ihre Verwunderung. »Julie hat sich neben Mr Andrews gesetzt. Direkt an sein Hosenbein.« Tom wirft seiner Frau einen ungläubigen Blick zu.

»Ist das so ungewöhnlich?«, hake ich vorsichtig nach. Sofort haften die Blicke beider Augenpaare an mir.

»Sehr ungewöhnlich«, sagt Tom. »Normalerweise hält sie Abstand. Besonders zu Fremden, aber in der Regel auch zu uns. Körperliche Nähe ist schwierig für Julie.«

»Aber Sie tragen sie doch«, werfe ich ein.

»Ja. Eine gewisse Nähe, die sich routinemäßig eingespielt hat, lässt sie zu. Aber sie sucht den körperlichen Kontakt eigentlich nie von sich aus.«

»Bestimmt war es Zufall«, erwidere ich schulterzuckend. »Schließlich stehe ich genau da, wo sie vorhin gesessen hat.«

»Hm, mag sein«, murmelt Tom. Kristin sagt nichts. Sie sieht mich noch eine Weile stumm an, bevor sie den Kopf schüttelt, als wolle sie ihn von zu vielen Gedanken befreien. Dann hilft sie ihrem Mann in seine Schuhe.

Wir stützen Tom von beiden Seiten. Langsam, sehr langsam, und mit vielen Pausen bewegen wir uns zu meinem Auto.

Es schneit. Schon wieder.

Genervt schüttele ich mir die Haare aus der Stirn. Sosehr ich den Schnee auch liebe, sosehr hasse ich, was die schmelzenden Flocken mit meinen mühsam geglätteten Locken anstellen. Vor meinem geistigen Auge entsteht das Bild eines preisgekrönten Königspudels.

Ich befürchte, ihm in wenigen Minuten wesentlich ähnlicher zu sehen, als mir lieb ist.

Tom stöhnt auf, als ich den Motor meines alten Ford anlasse und so vorsichtig wie nur irgend möglich anfare. Seine verkrampfte Körperhaltung und das verbissene Zucken seines Kinns lässt mich Böses ahnen.

Im Rückspiegel sehe ich, dass Kristin noch lange im Türrahmen steht, bevor sie zurück ins Haus geht, wo sie die nächsten Stunden wohl hoffnungsvoll auf Neuigkeiten von ihrem Mann warten wird.

Als ich meinen Wagen um die Mittagszeit wieder vor dem kleinen blauen Haus mit den weißen Fensterläden parke, reißt Kristin schon die Beifahrertür auf, kaum dass ich die Handbremse angezogen habe. Strahlend streckt sie Tom ihre Hand entgegen, doch sein Gesicht verheißt nichts Gutes.

»Kein Grund zur Freude, Schatz«, stellt er misstrauisch klar, bevor sie überhaupt fragen kann. »Ich habe einen Bandscheibenvorfall und muss die nächsten Wochen liegen. Bin wohl nur knapp an einer OP vorbeigeschlittert.«

Wieder stützen wir ihn, doch dank der starken Schmerzmittel, die Megan ihm gespritzt hat, kann er sich momentan zumindest einigermaßen bewegen.

Im Wohnzimmer nimmt er seinen Platz auf dem Sofa ein.

Mein Blick bleibt an der jungen Frau haften, die nach wie vor auf dem Holzboden vor dem Kamin sitzt und sich in ihrem eigenen Rhythmus hin- und herwiegt.

»Können Sie Julie für die kommende Zeit nicht ein Bett im Erdgeschoss machen?«

Meine Frage scheint so naiv zu sein, dass sie mir ein nachsichtiges Lächeln von Kristin beschert.

Auch Tom, der sich über die geschlossenen Augen reibt, stößt etwas Luft aus. Es klingt bitter.

»Nein, das können wir leider nicht«, erklärt Kristin mir ruhig.

»Autisten sind in ihren Gewohnheiten oft extrem festgefahren, wissen Sie? Wenn wir Julies Bett woanders aufstellen würden, könnte sie unter Umständen nächtelang gar nicht mehr schlafen. Es wäre auch denkbar, dass sie in schwere Schreikrämpfe verfällt, denn dafür ist sie anfällig.«

»Oh, okay«, erwidere ich und komme mir reichlich dämlich vor.

»Daher auch diese Routine, von der Sie sprachen?«

Einvernehmliches Nicken.

Wohl wissend, dass dieser stille Moment zwischen uns nur eine letzte Verzögerung auf dem Weg zum Unausweichlichen ist, sehe ich die beiden an. Sie wirken erschöpft.

Auf keinen Fall werde ich diese reizenden Menschen in ihrer misslichen Lage allein lassen. Noch einmal atme ich tief durch, bevor ich meinen Beschluss verkünde.

»Bis Tom wieder gesund ist, komme ich zweimal am Tag und helfe Ihnen, Kristin. Ich kann Julie morgens die Treppe runtertragen und abends wieder hoch, wenn das für ihren geregelten Tagesablauf wichtig ist. Wäre das eine kleine Hilfe?«

Kristin starrt erst mich und dann ihren Mann an. Der erwidert ihren Blick, schüttelt nach ein paar Sekunden jedoch den Kopf. »Das ist wirklich nett von Ihnen, Andrews, aber das können wir uns nicht leisten. Leider.«

»Oh nein, nicht doch«, wehre ich schnell ab. »Mein Weg zur Praxis führt mich sowieso hier vorbei, und so kann ich auch nach Ihnen sehen, Tom. Ich will kein Geld! Ich würde Ihnen einfach gerne helfen. Vorausgesetzt, es ist Ihnen recht, natürlich.«

Tom schaut fassungslos zu mir auf, dann lacht er. »Andrews, so sozial, wie Sie sind, werden Sie sich wohl nie eine goldene Nase verdienen.«

Ja, das ist wohl wahr, aber ... »Na, wie gut, dass ich mir nicht vorgenommen habe, möglichst reich zu sterben«, erwidere ich verlegen.

Wohin auch mit dem Reichtum? Du bist allein!, hetzt eine ketzerische Stimme in mir.

»Also, nehmen Sie mein Angebot an? So abseits, wie Sie hier wohnen, sehe ich eigentlich keine andere Lösung, und ich würde es wirklich sehr gern tun.«

Noch ein flüchtiger Blick zu ihrem Mann, dann kennt Kristin kein Halten mehr. »Das ist furchtbar nett von Ihnen, Mr Andrews«, ruft sie überwältigt und fliegt mir förmlich in die Arme. Ich muss mich zusammenreißen, um auf diese plötzliche und unerwartete Nähe nicht mit abrupter Ablehnung zu reagieren. Irgendwie schaffe ich es jedoch tatsächlich, mich unter Kristins Umarmung ein wenig zu entspannen, und lege schließlich sogar einen Arm um sie.

Als sie zurückweicht, hat sich ihr Blick gewandelt. Was eben noch als höflich oder maximal als herzlich zu bezeichnen war, wirkt nun nahezu liebevoll.

Die Botschaft in Kristins Augen ist eindeutig. Für sie bin ich ab sofort nicht mehr nur der Physiotherapeut ihres Mannes.

Nun bin ich ein Freund. Der Freund, der ihr in den kommenden Wochen mit ihrer Tochter helfen wird. Kristins Lächeln ist so dankbar, so warm und offen, dass ich vor Verlegenheit den Blick abwende.

Noch immer außerstande, angemessen auf ehrliche Zuneigung zu reagieren, streiche ich mir die Haare aus der Stirn und grinse sekundenlang beschämt das Parkett an. Wie ein Volltrottel, denke ich.

Als ich es endlich fertigbringe, meinen Blick zurück zu Kristins Gesicht zu lenken, erkenne ich in ihren Augen, dass ihr zum ersten Mal die verblasste Narbe auffällt, die sich von dem Haaransatz meiner rechten Schläfe bis über meine Augenbraue zieht. Schnell lasse ich die Haare zurück in meine Stirn fallen und stecke die Hände in meine Hosentaschen.

»Nennen Sie mich nicht mehr bei meinem Nachnamen, Kristin. Ich heiße Matt.«

II. Kapitel

Noch in derselben Nacht finde ich mich an meinem Laptop wieder. Im Internet stoße ich auf diverse Fachliteratur über den Autismus. Ich erfahre, dass es die unterschiedlichsten Ausprägungen gibt und dass Julie an einer besonders starken Form dieser Krankheit zu leiden scheint.

Ich kann nicht schlafen. Sie geht mir nicht aus dem Kopf – wie sie dasaß, direkt vor meinen Füßen und doch überhaupt nicht da war. Irgendetwas muss sie doch mitkriegen, wenn sie so Klavier spielen kann, oder? Woher nimmt sie diese Gabe?

Ernüchtert stelle ich fest, dass nicht einer der Berichte, die ich finde, plausibel erklärt, woher diese sogenannten Savants ihr unglaubliches Können nehmen.

Ein ungeklärtes Phänomen, heißt es immer wieder, oder auch noch nicht vollständig erforscht.

Julie scheint jedenfalls nicht in eine der klassischen Formen des Autismus zu passen.

Man unterscheidet zwischen dem Frühkindlichen Autismus, bei dem bereits Babys vor der Vollendung ihres ersten Lebensjahres auffällig werden, und dem sogenannten Asperger-Syndrom, welches sich meist erst nach dem dritten Lebensjahr bemerkbar macht und im Vergleich zu der frühkindlichen Form viel schwächer ausfällt.

Bei Julie wurde sehr früh diagnostiziert, das hatte mir Tom auf dem Weg zur Praxis erzählt. Bei dem Frühkindlichen Autismus ist meist eine schwere geistige Behinderung zu verzeichnen. Die Betroffenen

lernen oft niemals, richtig zu sprechen oder sich normal zu bewegen. Julie jedoch spricht und läuft völlig normal. Sie geht zwar nur, wohin sie will, und spricht in Wortfetzen, deren Bedeutung selbst ihren Eltern verborgen bleibt, aber immerhin besitzt sie die voll ausgeprägten Fähigkeiten, korrekt zu sprechen und sich fortzubewegen. Und das, obwohl sie unter einer frühkindlichen Variante des Autismus leidet.

Keines dieser relativ simplen Raster, auf die ich bei meinen Recherchen immer wieder stoße, scheint Julies Fall richtig zu beschreiben. Nach etlichen Stunden beschließe ich, Kristin und Tom all meine Fragen zu stellen. Julie ist einundzwanzig Jahre alt, und ihre Eltern beschäftigen sich fast genauso lange schon intensiv mit ihrer Krankheit. Ich sitze also direkt an der Quelle, und die medizinischen Fachausdrücke, von denen all diese Internetseiten nur so strotzen, verstehe ich größtenteils sowieso nicht.

Meine Füße sind schon steif vor Kälte, als ich den Laptop endlich zur Seite lege, die Stehleuchte hinter meiner Couch ausknipse und mich zurück in mein warmes Bett begeben. So schwer die Müdigkeit auch auf mir lastet, ich finde keine Ruhe.

Waren es zuvor noch Bilder von Julie gewesen, so taucht jetzt immer wieder ein anderes Gesicht vor meinem geistigen Auge auf und macht es mir schlichtweg unmöglich, in den Schlaf zu finden.

Amy.

Warum hatte Julie ausgerechnet dieses Lied spielen müssen? Ich weiß nicht einmal, wie es heißt, aber für mich wird es immer Amys Lied bleiben.

Wie oft hatte sie es mir vorgespielt, weil ich es so sehr mochte? Ihre Finger hatten die Tasten zwar nicht so perfekt angeschlagen wie

Julies heute, aber auch Amy war damals für ihr Alter sehr begabt gewesen, und ihr Spiel hatte mich stets fasziniert.

Überhaupt bestimmte sie den Dreh- und Angelpunkt meines damaligen Lebens, denn jeder Tag stand und fiel mit ihrer Nähe.

Nun sehe ich sie wieder deutlich vor mir, wie sie an ihrem Klavier sitzt und spielt.

Ihr Lachen, ihre fröhlichen blauen Augen, die vor Lebenslust nur so blitzen, ihre Sommersprossen, die langen blonden Zöpfe.

Sie ist wieder da, und für einige Sekunden lasse ich mich hinreißen und gebe mich den Erinnerungen an sie und unsere gemeinsame Kindheit hin. Doch wie immer, wenn ich mir das gestatte, beginnt mein Herz bereits nach kurzer Zeit so sehr zu rasen, dass es bald schon schmerzt. Ein starker Druck in meiner Brust verwehrt mir die Luft zum Atmen.

Werde ich wohl jemals über diesen Punkt hinwegkommen?

Noch bevor mich die letzten Erinnerungen einholen, die ich von Amy habe, erfasst mich die Panik. Mit zittrigen Fingern taste ich nach meiner Nachttischlampe und schalte sie an.

Im Hellen verschwinden all die Bilder schlagartig; die Schatten, die in meiner Vorstellung nach mir greifen, lösen sich auf, und mein Atem gewinnt an Tiefe. Ich drehe mich auf die Seite und schaue direkt in das gelbliche Licht der kleinen Lampe. Die Glühbirne flackert. Sie ist bereits altersschwach. Eine Ersatzbirne liegt griffbereit in der obersten Schublade meines Nachtschranks.

Bitter stoße ich ein wenig Luft aus, als mir wieder einmal bewusst wird, wie es um mich steht. Es ist kein wirkliches Lächeln, nicht mal der Ansatz davon.

Was ist auch lustig daran, wenn ein gestandener, dreißigjähriger Mann noch ein Nachtlicht als Einschlafhilfe braucht? Das ist extrem albern und über alle Maßen kläglich.

Oder ist es etwa normal, dass ich mir bis jetzt keine Filme ansehen kann, in denen Menschen Leid irgendeiner Art zugefügt wird? Szenen, von denen ich natürlich genau weiß, dass sie inszeniert, gespielt und unecht sind. Nicht real eben – und dennoch – ich ertrage es nicht!

In einer großen Tageszeitung habe ich einmal eine Frage gelesen, deren Antwort ich leider genau kenne: Kann die Seele eines Menschen zerbrechen?

Ja, das kann sie – in nur wenigen Sekunden!

Unablässig blicke ich in das beruhigende Flackern des matten Lichtes. Irgendwann merke ich erleichtert, wie schwer meine Augenlider werden und dass die Müdigkeit ein weiteres Mal im Begriff ist, den Sieg gegen all meine Ängste einzustreichen.

Als ich am folgenden Morgen die schneebedeckte Straße zu dem Haus der Kents entlangfahre, kommt in mir die Frage auf, warum ausgerechnet Kristin und Tom sich entschieden haben, so abgeschottet und entlegen zu wohnen.

Julie beansprucht ständig ihre gewohnte Umgebung, wie ich gestern gelernt habe. Das bedeutet doch besonders für Kristin sowieso schon eine enorme Einschränkung ihrer Mobilität.

Ich weiß, dass sie bis vor ein paar Jahren am Rande einer kleinen Stadt im Nordosten des Landes gewohnt haben und sich aus freien Stücken für die Idylle, aber eben auch für die Einsamkeit dieses Landhäuschens entschieden.

Mit dem festen Vorhaben, die beiden bei Gelegenheit nach dem Grund für ihren Entschluss zu fragen, betätige ich die Türklingel.

»Guten Morgen, Matt«, begrüßt Kristin mich freundlich.

Sie wirkt ein wenig nervös, doch ihre natürliche Anmut bleibt davon unangetastet. Schnell streicht sie sich ihre dunklen Haare hinter die Ohren zurück und bittet mich mit derselben galanten Handbewegung herein, wie gestern.

»Guten Morgen, Kristin. Na, wie geht es dem Patienten?«, frage ich, während ich meinen Mantel ausziehe.

»Er hat auf der Couch geschlafen. Die Nacht wurde schwierig, als die Schmerzmittel nachließen. Ich habe ihm dann gegen halb vier eine neue Tablette gegeben, und jetzt geht es ihm recht gut.«

Nachdem ich Tom kurz begrüßt und mich auch bei ihm noch mal nach seinem Befinden erkundigt habe, steigen Kristin und ich die schmale Treppe zum Obergeschoss hoch.

Julie sitzt in ihrem Zimmer auf einem Teppich. Kristin hat sie bereits angezogen und ihre Haare zu einem dicken Zopf im Nacken geflochten.

Bei ihrem Anblick kann ich mir ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Man merkt deutlich, dass ihre Mutter sie zurechtmacht, denn ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass Julies Garderobenwahl – in ihrem Alter und so hübsch, wie sie ist, – unter anderen Umständen auf einen rosa Bärchen-Strickpullover und weiße Cordhosen gefallen wäre.

Sie ist Toms und Kristins kleines Mädchen, nach wie vor, das wird mir schlagartig bewusst. Da Julie ihr einziges Kind ist, versuchen die beiden vielleicht sogar, sie äußerlich möglichst lange mädchenhaft zu

halten. Diese Vermutung wird zur Erkenntnis, als ich mich in Julies Zimmer umsehe.

Obwohl die Familie erst in dieses Haus eingezogen ist, als Julie schon eine junge Erwachsene war, ist der Raum sehr kindlich gestaltet. Auch hier sind Babyrosa und Weiß die dominierenden Farben. Es gibt viele Puppen und Plüschtiere. Unwillkürlich muss ich lächeln, als mir der Gedanke an Amy kommt und mit ihm die genaue Vorstellung ihrer Reaktion auf ein solches Zimmer. Ihren schockierten, sogar leicht angewiderten Gesichtsausdruck habe ich deutlich vor Augen.

Amy hasste Rosa.

Obwohl – ich weiß nicht, ob sie die Farbe an sich hasste oder nur die Tatsache, dass Gott und die Welt zu glauben schien, Mädchensachen müssten zwangsläufig in dieser Farbe sein.

Amy war immer ein kleiner Rebell gewesen und weigerte sich strikt, in eine Schublade mit den anderen Mädels gesteckt zu werden. Und sie hatte recht, denn sie war außergewöhnlich. Die Wände ihres Zimmers waren in Orange und Gelb gehalten, und während sich die anderen Mädchen der Siedlung zum Puppen-Kaffee verabredeten, spielte sie viel lieber mit mir im Freien Fangen oder aber mit unseren Dinosaurier-Figuren. Die einzige Puppe, die sie besaß, hatte sie in die hinterste Ecke ihres Zimmers verbannt und würdigte sie keines Blickes.

Ja, Amy war wirklich meine Rettung gewesen, denn in unserem kleinen Dorf gab es keine anderen Jungs außer mir. Nur mit ihr an meiner Seite war dieses Schicksal erträglich gewesen.

Als ich mir meines mentalen Ausfluges bewusst werde, schüttele ich meinen Kopf, verdränge all diese Erinnerungen und konzentriere mich wieder auf das Hier und Jetzt.

Kristin sieht mich erwartungsvoll an, Julie hockt im Schneidersitz vor mir. Sie wiegt sich hin und her und begleitet ihre Bewegungen mit diesem seltsamen Singsang.

Was summt sie da bloß?, frage ich mich.

»Sieh mal, Liebling, wer hier ist«, beginnt Kristin und streichelt ihrer Tochter behutsam über den Kopf. »Matt ist da, du kennst ihn von gestern.«

Entschlossen gehe ich neben Julie in die Hocke, doch plötzlich weiß ich nicht so genau, wie ich es anstellen soll.

»Kann ich ... ich meine, kann ich sie denn einfach so anheben, oder wie ...?«

Sofort kommt Kristin mir zu Hilfe. »Ja, sie scheint nicht zu registrieren, wer sie hebt. Allerdings wissen wir das nicht, wir nehmen es nur an. Vielleicht bekommt sie doch etwas mit, und wer hätte es schon gerne, einfach geschnappt und weggetragen zu werden? Deshalb sagen wir ihr immer, was wir vorhaben. Und dann trägt Tom sie so ... na ja, wie ein Bräutigam seine Braut über die Schwelle trägt.«

Sie lächelt, sichtlich nervös. Der Vergleich scheint ihr peinlich zu sein. Mir auch.

»Okay.« Zaghafte lege ich meine Hand auf das Knie der jungen Frau. Unter Kristins Blicken komme ich mir unangenehm beobachtet vor; die Situation erinnert mich an eine Prüfung.

Doch als ich in Julies Augen schaue, die geradewegs durch mich hindurchsehen und mich gar nicht zu registrieren scheinen, entspanne ich mich wieder ein wenig.

»Hey Julie!« Meine Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern. Im selben Moment frage ich mich, ob ich ihret- oder meinetwegen so leise spreche – und warum ich das überhaupt tue. Ich räuspere mich und fasse den Entschluss, normal mit ihr zu reden, als könne sie mich hören und verstehen.

»Ich trage dich die Treppe runter, weil dein Dad das mit seinem verletzten Rücken momentan nicht kann, okay?« Vorsichtig nehme ich sie hoch und manövriere uns durch die Türöffnung. Es ist eigenartig, dass sie zwar über eine gewisse Körperspannung verfügt, jedoch regungslos – und scheinbar auch völlig willenlos – in meinen Armen liegt.

Etwas steif trage ich Julie die schmale Treppe hinunter, die uns direkt in den Wohnraum führt. Dort lasse ich sie auf dem Teppichboden vor dem flackernden Kamin nieder.

»Da sitzt sie am liebsten«, erklärt Tom. Mit seiner Tochter vor Augen erhellt sich sein Gesichtsausdruck. Er wirkt zufrieden.

Kurz darauf verabschiede ich mich vorerst von der kleinen Familie. Kristin begleitet mich zur Tür.

»Matt, dich schickt wirklich der Himmel«, sagt sie dankbar, als sie mir meinen Mantel reicht.

»Jetzt übertreib mal nicht«, erwidere ich verlegen. »Ich hab Julie doch nur die Treppe runtergebracht.«

Kristin schüttelt den Kopf. »Nein, das meine ich nicht. Ich spreche nicht von der Tatsache, dass du uns hilfst. Es ist die Art, wie du es tust. Tom hat meinen Eindruck bestätigt – so jemanden wie dich haben wir bisher noch nicht kennengelernt.«

Gut, das klingt nun wirklich maßlos übertrieben, doch Kristin zögert nicht lange, mir ihre Behauptung zu erklären. »Sieh mal, obwohl Julie

dir mitsamt ihrer Krankheit völlig fremd ist, hast du keine Berührungsängste. Da, wo andere schnell wegsehen, interessierst du dich für sie und schaust genau hin. Du glaubst nicht, wie dankbar wir dir dafür sind, Matt! Und Julie ... sie kann es zwar nicht ausdrücken, aber ich weiß, dass sie dich auch mag. Ich spüre es!«

Verdammt, ich kann mit Komplimenten einfach nicht umgehen. Meine Ohren glühen bereits, das fühle ich genau. »Das freut mich, Kristin. Wir sehen uns dann heute Abend wieder. Ich komme so gegen sechs, denke ich.«

»Oh, das ist unsere Abendbrotzeit. Darf ich dich einladen, mit uns zu essen?« Erwartungsvolle Augen blicken mich an und machen es mir unmöglich, das herzliche Angebot abzulehnen.

Warum sollte ich auch? Es ist ja nicht gerade so, dass ich etwas Besseres vorhätte.

»Sehr gerne, vielen Dank!«, willige ich ein und verabschiede mich noch einmal. Das Letzte, was ich sehe, bevor ich mich abwende, ist, dass Julies Schaukeln hinter dem Rücken ihrer Mutter plötzlich deutlich stärker wird.

Nur wenig später öffnen sich die Türen des Aufzugs, und ich betrete die Praxis.

Die sterile, kühle Luft, der Geruch des Desinfektionsmittels, das Treiben meiner Kollegen, die wartenden Patienten und die Helligkeit der großen, kargen Räume – all diese Eindrücke mögen in ihrer Gesamtheit für Außenstehende eine Art Krankenhausatmosphäre versprühen, doch ich liebe diese Umgebung.

In diesem Gebäude bin ich eigentlich zu Hause, hier liegt die einzige Bestimmung, die ich bisher in meinem eigenartigen Leben ausmachen konnte.

Ich helfe den Menschen, auf meine spezielle Art und Weise.

»Guten Morgen, Mr Andrews«, begrüßt mich unsere Sekretärin.

Wie immer strahlt sie über das ganze Gesicht. Wahrscheinlich, schießt es mir in diesem Moment durch den Kopf, wacht sie morgens schon mit einem breiten Grinsen auf.

Sie ist so winzig, dass sie nur schwerlich über die Ablage, hinter der sie sitzt, spähen kann. Dieser Anblick bringt mich jedes Mal erneut zum Lächeln und lässt mich für einen kurzen Moment alles andere vergessen.

»Guten Morgen, Mary«, erwidere ich und lege ihr, wie an jedem Morgen, einen Schokoriegel auf den Tresen. Heute ist es Haselnuss, ihre Lieblingssorte.

»Oh, tun Sie das nicht! Nicht schon wieder! ... Das ist so gemein! Sie wissen genau, dass ich nicht widerstehen kann.« Mary verdreht ihre Augen, in einem kläglichen Versuch, genervt zu wirken. »Ich liebe Schokolade, und Ihre Wege werde ich eines Tages noch aus allen Nähten platzen, Mr Andrews.« Vorwurfsvoll sieht sie zu mir auf, doch die Halbherzigkeit ihres Protests ist allzu offensichtlich.

»Und Sie wissen genau, dass auch ich nicht anders kann, Mary. Bei Ihrem Anblick regt sich sofort mein fürsorgliches Herz und mit ihm das Bedürfnis, Sie zu füttern. Sie sind einfach viel zu ... wenig! Essen Sie doch ein bisschen mehr, dann lasse ich Sie auch in Ruhe! ... Andernfalls muss ich davon ausgehen, dass Ihr ständiges Gezeter nichts weiter als heiße Luft ist, und Sie insgeheim auf Ihren morgendlichen Imbiss warten.«

Nun wirkt die Empörung, die sich in ihrem Gesicht widerspiegelt, schon aufrichtiger – doch nur für einen kurzen Moment. Dann lacht sie und wirft mir einen funkelnden Blick zu.

»Der Punkt geht an Sie.«

Schon reißt sie das Silberpapier des Schokoriegels auf. Mit nur zwei großen Bissen stopft Mary ihn sich in den Mund; kauend liest sie mir meine ersten Termine vor. Aus ihrem breiigen Genuschel kann ich jedoch nichts Brauchbares heraushören.

»Mary! Seien Sie doch so lieb und schlucken Sie zuerst runter. Ich verstehe kein Wort.«

Sie kichert hinter vorgehaltener Hand.

Ich mag ihre Stimme. Sie klingt hell und mädchenhaft – irgendwie erfrischend. Endlich ist sie bereit, weiterzusprechen.

»Also, Mrs Jordan wartet auf Sie zur Massage, danach Mr Scott, zur Rückengymnastik. Allerdings haben wir bereits zwei Schmerzpatienten im Wartezimmer. John übernimmt die hübsche junge Frau ...«, an dieser Stelle blickt Mary mich eindringlich an und zieht ihre Augenbrauen vielsagend hoch, »... den älteren, leicht tattrigen Herrn sollen Sie dazwischenschieben. Sagt er.«

Nun grinst sie breit. Die letzten Worte, die ihren Weg über Marys pink geschminkte Lippen finden, sind nicht mehr als ein verschwörerisches Flüstern: »Megan hat angeblich keine einzige freie Minute mehr – wie immer.«

Schon klar, alles beim Alten.

»Okay, kein Problem! Wie heißt der gute Mann denn, den John mir zgedacht hat?«

»Oh nein!« Energisch schüttelt Mary ihre hellblonden Korkenzieher-Locken. »Nehmen Sie sich bloß zuerst Mrs Jordan vor, sonst rastet die noch aus.«

Sich der schützenden Höhe des Tresens bewusst, lässt Mary den Zeigefinger neben ihrer Schläfe kreisen, schielt dabei und streckt ihre schokogefärbte Zunge ein Stück weit heraus. Die Geste ist eindeutig – und nicht völlig unberechtigt. Mrs Jordan ist nicht gerade leicht zu handhaben.

Ich spare mir einen Kommentar und wende mich ab.

Im Türrahmen zum Wartezimmer rufe ich den Namen meiner Stammpatientin auf und warte, bis sie ihr Handygespräch beendet hat.

»Ja, ja! Machen Sie es einfach so, wie ich es gesagt habe, George. Es interessiert mich nicht die Bohne, was Jeff sagt. Wenn Ihnen Ihr Job lieb ist, dann tun Sie einfach nur das, was ich Ihnen sage, verstanden?«

Die letzten Worte zischt sie wütend in das winzige Mobiltelefon hinein und drückt ihren Gesprächspartner dann einfach weg, ohne sich zu verabschieden. Als sie sich mir zuwendet, verzieht sich ihr vor Ärger zusammengekniffener Mund von einer Sekunde auf die andere zu einem breiten Lächeln, welches ihre Augen nicht einmal annähernd erreicht.

»Mr Andrews, bitte entschuldigen Sie«, säuselt sie in einem Ton, der so zuckersüß ist, dass man allein vom Zuhören schon Gefahr läuft, Karies zu bekommen. Dann ändert sich ihre Miene, wird wieder ernster, und die markante Verbissenheit kehrt auch in ihre Stimme zurück. »Es gibt nichts Schlimmeres als unfähiges Personal. Aber das kennen Sie sicherlich auch, oder?« Ihr Blick trifft auf Mary, die mir in diesem Moment ein Formular zur Unterschrift hält und aufgrund dieses Angriffs hilfeschend zu mir aufblickt. Ich schenke ihr ein Lächeln, bevor ich den Kugelschreiber entgegennehme und blind unterschreibe, was auch immer sie mir da gerade gereicht hat.

»Nein, ich kann wirklich sagen, dass ich mit der Leistung unserer Angestellten sehr zufrieden bin«, erwidere ich und zwinkere Mary unauffällig zu. Ihre Augen weiten sich, bevor sie sich mit einem triumphierenden Grinsen der Patientin zuwendet, die sie von allen am meisten hasst. Mit betont erhobenem Kopf und einem fast schon majestätisch stolzen Gang verschwindet sie schließlich wieder hinter ihrem Schreibtisch.

»Sie Glücklicher! Ich sollte Sie einstellen, als Personalberater«, witzelt Mrs Jordan und lacht schrill über ihre Bemerkung. Noch bevor ich mit der Hand in die Richtung meines Behandlungsraumes weisen kann, stößt sie bereits vor mir her. Sie redet, wie üblich, ohne Punkt und Komma – ausschließlich von sich selbst und von all den Dingen, die sie so sehr in ihrem Leben stören.

»Ich brauche Ihre Massage wirklich dringend, um diesen schrecklichen Tag zu überstehen. Er hat schon furchtbar angefangen. Haben Sie die Börse gesehen? Heute scheint es noch schlimmer zu werden als gestern – und gestern war es wirklich schon grausam genug ...«

Mit wütendem Schwung pfeffert sie ihre Tasche auf den Sessel und entkleidet sich hinter dem nur nachlässig zugezogenen Umkleidevorhang, während auch ich meinen Mantel ablege und meine Hände wasche. Ihr Mundwerk steht nicht für einen Augenblick still.

»... Ich sage zu ihm, ›Du verkaufst bei 85 Dollar‹. Und was tut er? Er verpasst den Moment und verkauft bei 84,85! Wissen Sie, wie viel Geld uns das gekostet hat? Nur eine kleine Unaufmerksamkeit, und weit über 10.000 Dollar sind im Eimer. Einfach weg! Es ist ja nicht etwa so, dass wir mit ein, zwei Aktien handeln, wir verwalten enorme Vermögen. Sie würden sich wundern, Mr Andrews, welche berühmten Persönlichkeiten wir zu unseren Kunden zählen. Da darf

so ein Fehler einfach nicht passieren, das ist unverzeihlich. Natürlich musste ich ihn auf der Stelle feuern, das versteht sich von selbst ...«

Während ich meine Hände zunächst gründlich abtrockne und dann mit ein wenig Rosenöl, welches sie am liebsten hat, knete und aufwärme, achte ich gerade genug auf ihren Monolog, um an den richtigen Stellen ein »Oh« oder ein »Aber natürlich« einfließen zu lassen.

Mrs Jordan ist neunundvierzig Jahre alt und das Abbild einer Person, die, meiner Ansicht nach, genau die falschen Dinge des Lebens verfolgt. Sie ist ständig im Stress, ständig unzufrieden mit ihrem momentanen Lebensstil, ihrem Äußeren und dem Status, den sie mittlerweile erreicht hat und eigentlich längst schon genießen könnte.

Sie ist eine der Frauen, die Dinge mit ihrem Körper haben anstellen lassen, für die manch ein Gebrauchtwagenhändler in den Knast gewandert wäre. Gescheitert auf der Suche nach der ewigen Jugend, verbittert, weil sie den Kampf gegen das Alter – trotz all der Operationen und all des Verzichts, den sie ständig lebt – langsam aber sicher zu verlieren scheint. Unwillig den Lauf der Natur zu akzeptieren, und außerstande, jemandem oder etwas die Kontrolle über sich zu gewähren.

Dass sie aus tiefster Überzeugung kinderlos geblieben ist, unterstreicht sie gerne mit Sätzen, wie »diese kleinen Bälger sind einfach Gift fürs Inventar«, oder »so ein Rotzbengel kostet an Unterhalt genauso viel wie mein Porsche – aber mein Porsche widerspricht mir nicht.«

Bereits zum dritten Mal verheiratet, berichtet sie mir laufend von den Unzulänglichkeiten ihres derzeitigen Mannes und davon, dass sie es sicher nicht mehr lange mit diesem ›Schmarotzer‹, wie sie ihn gerne

betitelt, aushalten wird. Wenn sie die nächste Schönheitsoperation hinter sich gebracht hat, wird sie sich wohl auch von ihm trennen, erzählte sie mir erst kürzlich.

Oh, man hört so viele Dinge, wenn man massiert. Doch all die Geständnisse und Erzählungen, die die Lippen meiner Patienten verlassen, sind absolut nichts gegen die Geschichten, die mir ihre Seelen anvertrauen.

Meine Hände gleiten über die Körper der unterschiedlichsten Menschen. Egal ob alt oder jung, dick oder dünn, arm oder reich, schön oder hässlich – unter meinen Händen sind sie alle gleich. Ich massiere ihre Knoten weg und knete das verhärtete, schlecht durchblutete Gewebe durch, mache es wieder warm und weich. Und als ob ich mit diesen scheinbar groben, aber dennoch wohltuenden Berührungen eine Pforte zu der Seele dieser Menschen öffnete, beginnen sie, mit mir zu sprechen.

Früher oder später reden sie alle. Nicht die Patienten direkt, sondern hauptsächlich das Unterbewusstsein dieser Menschen verrät mir dann ihre tiefsten Geheimnisse. Ich sehe, was sie bewegt, und sie erzählen von ihren Freuden und ihrem tiefsten Kummer. Die Geschichten sind dabei so unterschiedlich wie das Leben und die Menschen selbst.

Die meisten Patienten schließen bald ihre Augen und genießen die Ruhe, um sich auf sich selbst, auf ihr tiefstes Inneres, zu konzentrieren.

Ich tue dasselbe. Ich richte meinen Fokus einzig und allein auf diesen einen Menschen, der unter meinen Händen liegt. Auf seine Haut, seine Muskeln, den pulsierenden Blutfluss in seinen Adern, seinen Atem, seinen Geruch, seinen Herzschlag – und dann, früher oder

später, verschmelze ich mit ihm, und er öffnet sich mir, ohne es zu ahnen, in einer unbewussten Weise.

Das ist der Moment, in dem unser eigentlicher Dialog beginnt – wenn seine Seele zu mir spricht.

Auf diese Art erfahre ich mitunter die intimsten Begebenheiten und die vertraulichsten Geheimnisse meiner Patienten, ohne sie jemals danach zu fragen.

Eine gute Massage ist wie eine Offenbarung, habe ich einmal gelesen, und das scheint es genau zu treffen.

Wenn sich die Pforte zu den Seelen meiner Patienten öffnet, dann weiß ich genau, nach welchen Ölen ich greifen muss, ob ich sie rein verwenden oder besser miteinander vermischen soll, wo ich meine Hände ansetzen muss und wie stark der Druck meiner Finger zu sein hat, um die beste Wirkung zu erzielen.

In diesen Momenten bin ich ein wenig wie Julie: Ich weiß, ohne zu lernen.

Dieses Wissen geht so weit, dass mich die Entdeckung meiner Gabe zunächst sehr erschreckte.

Denn ich sehe die Erlebnisse, die den Verspannungen und Schmerzen meiner Patienten zugrunde liegen, bildlich vor mir. So ist es mir möglich, meine Behandlung am Ursprung anzusetzen. Und die Wurzel eines jeden chronischen Leidens habe ich bisher immer in den verwundeten Seelen der Menschen gefunden.

Das ist mein Geheimnis.

»Oh, Gott, Mr Andrews, wenn ich schon sterben muss, dann möchte ich bitte unter Ihren Händen sterben. Das wäre wirklich ein seliger Tod.« Mrs Jordan seufzt gewohnt theatralisch.

Ich freue mich zwar, dass sie wenigstens hier die Möglichkeit findet, sich ein wenig zu entspannen, doch dieser selige Zustand, von dem sie spricht, hält leider nicht lange an und erreicht bei ihr auch nie die erfolgverheißende Tiefe.

»Mein Mann könnte wirklich etwas von Ihnen lernen. Jack hat nicht die leiseste Ahnung davon, wie man eine Frau anfassen sollte ... ich wette, Sie dagegen ...« Sie zögert, jedoch nur kurz. »... Sie sind bestimmt phantastisch im Bett. Das soll keine plumpe Anmache sein, verstehen Sie mich nicht falsch. Aber ein Mann, der diese Dinge mit seinen Händen tun kann ...«

Ich unterbreche sie mit einem kurzen Lachen und ärgere mich, dass es so nervös klingt.

Schnell gebe ich ihr die Anweisung, nun still zu liegen und den Kopf ein wenig stärker zu neigen, ohne dass das für meine Massage von Bedeutung wäre, nur mit dem einen Ziel, sie von weiteren Lobeshymnen abzuhalten. Es funktioniert tatsächlich.

Mrs Jordan gibt mir ein paar stille Minuten, doch es will mir einfach nicht gelingen, mich voll und ganz auf sie zu konzentrieren.

Immer wieder schweifen meine Gedanken ab. Es dauert nicht lange, da tragen sie mich endgültig davon – und setzen mich bei Tom und Kristin ab. Wie sehr sich ihr Leben doch von Mrs Jordans unterscheidet.

Nur noch selten, wenn ihre Schmerzen sehr stark sind, behandle ich diese schwierige Patientin in meinem speziellen, fast schon tranceartigen Zustand. Die Wurzel ihres Übels lässt sich nicht herausreißen, denn sie erwächst aus Mrs Jordan selbst. All die körperlichen Beschwerden finden den Ursprung in ihrer unbändigen Unzufriedenheit, für die ich keine Ursache ausmachen kann. Ich kann lediglich versuchen, ihre Schmerzen zu lindern. So beschränken sich

meine Methoden bei ihrer Behandlung auch heute wieder auf die eines jeden anderen Masseurs. Mrs Jordan dreht sich ständig um sich selbst, hechtet dem vermeintlichen Glück hinterher und wird dabei immer unglücklicher. Ohne dass es ihr eigentlich an etwas fehlte.

Kristin und Tom dagegen haben wirklichen Kummer, doch sie nehmen das Leben so, wie es ihnen gegeben ist, und versuchen jeden Tag erneut, das Beste daraus zu machen. Ich bewundere sie zutiefst für ihre scheinbar unerschöpfliche Geduld mit ihrer Tochter.

Meine Gedanken drehen sich für einige Minuten um Julie, die mich ohne Zweifel in ihren Bann gezogen hat. Auf welche Weise, ist mir selbst nicht klar.

Da fällt mir etwas ein. Vielleicht würde auch ihr eine Massage guttun. Julie sitzt fast immer in dieser zusammengekauerten Position auf dem harten Fußboden.

»Dort sitzt sie am liebsten«, hatte Tom gesagt.

Im Schneidersitz, schaukelnd und summend, verbringt sie einen Großteil ihres Tages. Für ihre Wirbelsäule und die gesamte Rückenmuskulatur ist diese dauerhafte Haltung das pure Gift, so viel ist klar.

Ich beschließe, Tom und Kristin das Angebot zu machen, ihre Tochter zu massieren – kostenlos, versteht sich.

Julie.

Was ist es bloß, was mich an dieser sonderbaren jungen Frau so sehr fasziniert?

Als ich Mrs Jordan verabschiedet habe und die Abrechnung für ihre Patientenakte auf den Riesenschreibtisch lege, sieht Mary zu mir auf.

Ihr Blick wird immer tiefgründiger, sie kneift die Augen prüfend zusammen.

»Hey, was ist denn das? Sie lächeln ja«, bemerkt sie schließlich.

Mit zur Seite geneigtem Kopf schaue ich sie an. »Ich weiß ja, dass ich ein ziemlicher Langweiler bin, aber es ist doch nicht das erste Mal, dass Sie mich lächeln sehen. Oder, Mary?«

Schnell schüttelt sie ihre Mähne. »Nein, das nicht. Aber Sie lächeln niemals so verträumt vor sich hin wie gerade eben. Ihr Lächeln ist sonst immer nur eine Reaktion.« Sie zieht die Augenbrauen zusammen und spricht die folgenden Worte betont abgehackt und nüchtern, in ihrer tiefsten Stimmlage. »Sie lächeln sehr kurz, meist nur angedeutet und zweckgebunden und eigentlich immer etwas ... hm ...«

Mit schiefem Mund und geschürzten Lippen scheint sie nach dem richtigen Wort zu suchen. »Ja, Ihr Lächeln hat immer etwas latent Melancholisches an sich. Aber das von eben war völlig anders. Es war ... ehrlicher... und ... fast glücklich.«

»So, so«, erwidere ich und kratze über meinen Nacken.

Mary ist wirklich die Seele dieser Praxis, ohne Frage. Es ist fast ein wenig beängstigend, wie genau sie mich kennt. Das muss ich ja nicht unbedingt zugeben. Langsam beuge ich mich über den Tresen zu ihr herab.

Mit großen, offenen Augen begegnet sie meinem Blick.

»Was immer Sie nehmen, Mary, nehmen Sie weniger davon«, necke ich sie flüsternd.

Es gelingt mir, mich schnell genug abzuwenden – noch bevor ihr Schlag meinen Oberarm treffen kann.